

Nur auf der Piazza konnte man lachen

60. Internationales Filmfestival von Locarno

Wenig zu lachen gab es beim 60. Filmfestival von Locarno nicht, weil die Qualität der gezeigten Filme so schlecht gewesen wäre, sondern weil fast durchwegs ernste Töne angeschlagen wurden. Wirkliche Komödien wurden nur auf der Piazza Grande, dem Aushängeschild des Festivals gezeigt. Herrlich amüsieren konnte man sich da an der Trauergesellschaft, die sich in Frank Oz „Death at a Funeral“ oder auch an der Musicalversion von John Waters „Hairspray“. Ein Vergnügen ist es John Travolta als schwergewichtige Mama (!), Queen Latifah, Christopher Walken oder der Newcomerin Nikki Blonsky zuzusehen. Die Lust der Akteure überträgt sich dabei direkt auf die Zuschauer. Verharmlost mögen hier die realen Gegensätze zwischen Weißen und Afroamerikanern im Baltimore von 1962 werden, doch wie Adam Shankman die Hollywood-Welt auf den Kopf stellt, die hübsche Blondine zur intriganten Furie und den dicken Teenager mit Zivilcourage zum Sympathieträger macht, das ist dann doch ein bewegendes Bekenntnis zum Anderssein. Gesteigert wird der Spaß dabei nicht nur durch schmissige Songeinlagen, sondern auch die poppigen Farben, das Spiel mit Schwarzweiß-Fernsehen und Schönheitswettbewerben, durch das herrlich die Stimmung der 60er Jahre sowohl vermittelt als auch lustvoll satirisch überzeichnet wird.

Auch der dritte und letzte Film der im Alter von 40 Jahren verstorbenen Adrienne Shelly kommt als Komödie daher. Doch „Waitress“ will nicht so recht funktionieren, denn einerseits passt ein eifersüchtiger, seine Frau prügelnder Mann kaum in dieses Genre, andererseits sind Plot und Figuren zu eindimensional angelegt und abgesehen von Keri Russell in der Hauptrolle auch ohne Verve gespielt.

Aber nicht nur Komödiantisches, sondern auch Horror wurde auf der Piazza geboten. Der Schwede Mikael Hafström zieht in seiner amerikanischen Stephen King-Verfilmung „1408“ alle Register des Spannungskino. Mit wechselnden Kameraperspektiven, Schnitt und Musik zieht er den Zuschauer in die Perspektive des Horrorautors Mike Enslin (John Cusack), der zwecks Recherche für ein neues Buch eine Nacht im Zimmer 1408 (die Quersumme ergibt die Unglückszahl 13) des New Yorker Dolphin Hotel verbringen will. Angesichts der Tatsache, dass schon 56 Menschen in diesem Zimmer umkamen, will der Hotelmanager (Samuel L. Jackson) Enslin sein Vorhaben ausreden, doch dieser lässt nicht locker, wird seinen Entschluss aber bald bereuen. Recht harmlos beginnt der Aufenthalt mit einem sich plötzlich einschaltenden Radiowecker, dann einem schief hängenden Bild oder einem zufallenden Fenster, doch sukzessive steigert sich der Horror, denn in Enslin steigen auch Erinnerungen an seinen Vater und vor allem an sein verstorbenes Kind auf. In der Visualisierung wird mancher in der Vorlage vermutlich subtilere Schrecken wohl zu plakativ, doch zu packen weiß dieser variantenreich inszenierte und immer wieder überraschende Alptraum allemal.

Die Amerikaner dominierten zwar die Piazza, aber auch Europäer fehlten nicht. Samuel Benchetrit gelang beispielsweise mit „J'ai toujours rêvé d'être un gangster“ eine liebevolle Hommage an den französischen Gangsterfilm der 60er Jahre. Vier im Grunde von einander unabhängige Episoden erzählt Benchetrit, verknüpft sie aber durch ein altes Autobahn-Café in der Umgebung von Paris als gemeinsamem Schauplatz. Da planen fünf alte Ex-Gangster aus purer Langeweile einen letzten Coup, zwei tollpatschige Entführer kidnappen einen suizidgefährdeten Teenager und zwischen einem jungen Gangster, der das Café überfallen will und der Kellnerin entwickeln sich hinreißende Situationen. Etwas substanzlos sind die Episoden zwar, doch wunderbar lakonisch in herrlichem Schwarzweiß und mit viel Liebe zum Detail und genauer Kenntnis der Vorbilder inszeniert.

Martin Gypkens Adaption von Judith Hermanns Erzählband „Nichts als Gespenster“ wiederum verleiht nicht nur die glanzvolle Besetzung (August Diehl, Maria Simon, Fritz Haberlandt), sondern auch die Erzählweise ihren Reiz. Gypkens erzählt die fünf auf Island, Jamaika, im Südwesten der USA, in Venedig und in Deutschland spielenden Beziehungsgeschichten nicht hintereinander, sondern schneidet sie konsequent ineinander. Indem man nur jeweils wenige Minuten bei einer Geschichte bleibt, wird bewusst jeder Erzählfluss gebrochen und das Aufkommen von Emotionen verhindert, sodass die

orientierungslosen Figuren letztlich ganz im Sinne des Titels nicht greifbar werden und flüchtig wie Gespenster bleiben.

Mit gutem Blick fürs Publikum hat Frédéric Maire die Piazza programmiert und die anderen Sparten des Festivals deutlich davon abgehoben, indem er wie gewohnt Newcomer in den Wettbewerb setzte und die Reihe „Cinéastes du présent“ großteils wirklich radikalen Experimenten vorbehielt. Beispiele dafür sind Benedek Fliegau's „Tejút – Milky Way“ oder „Phantom Love“ von Nina Menkes. Der Ungar Fliegau reiht beispielsweise rund 10minütige statische Totalen, die nicht miteinander zusammen hängen, aneinander. Wie unterm Mikroskop beobachtet er so minutenlang drei alte Menschen im Schwimmbad, zwei Mountainbiker, die mit ihrer technischen Fertigkeit einen kleinen Hügel aus Felsbrocken erklimmen und wieder runter fahren, eine Frau, die einen Kinderwagen über einen Steg schiebt, während im Hintergrund ein Mann in einem Boot fischt.

Keine Narration ist auch in Nina Menkes' „Phantom Love“ zu erkennen. Brillant sind die Schwarzweißbilder, doch worum es geht, wenn eine Frau mal Sex hat, dann mit ihrer Mutter telefoniert, in einem Casino arbeitet und dazwischen im Fernsehen Berichte über den Irakkrieg laufen, wenn eine Riesenschlange im Hotelgang, eine Katze und schwarze Hunde vorkommen, das bleibt ein Rätsel.

Weniger rätsel- als vielmehr märchenhaft und verträumt ist Pierre Léons „Guillaume et les sortilèges“. Im Grunde soll der junge Guillaume nur eine Wohnung über den Sommer hüten, doch plötzlich pfeift ein Teekessel, tauchen aus dem Nichts Menschen auf und verwickeln Guillaume in eine Diskussion, um dann wieder im Kleiderkasten oder aus dem Fenster zu verschwinden. Nicht nur ein schönes Spiel mit Traum und Realität betreibt Léon in dieser auf Video gedrehten charmant-poetischen 60-minütigen Petitesse, die weniger von ihrer Bildsprache als vielmehr von ihren inhaltlichen Einfällen lebt, sondern er erzählt auch eine Entwicklungsgeschichte, denn Guillaume reift im Laufe dieses Sommers.

Handfestere Geschichten wurden dagegen im Wettbewerb erzählt, allerdings nicht immer überzeugend. In „O capacete dourado“ („Der goldene Helm“) des Portugiesen Jorge Cramez beispielsweise rast der orientierungslose Teenager Jota abwechselnd mit seinen Kumpels mit dem Motorrad durch die Gegend, hängt in Billardsalons herum oder randaliert in der Schule. Auch in der Liebe gibt es Ärger, denn der Chemielehrer, in dessen magersüchtige Tochter sich Jota verliebt, ist strikt gegen diese Beziehung. Ziemlich zusammenhanglos reiht Cramez Szenen aneinander, lässt einen konsequenten Handlungsaufbau, differenzierte Figurenzeichnung und Einbettung in ein soziales Umfeld vermissen. Nie gewinnt dieses Teenagerdrama Dringlichkeit, alles wirkt beliebig und auch die Musikmontage von Rock bis Klassik ist nicht so sehr aufregend als vielmehr selbstzweckhaft und penetrant. Dass dabei auch ein stimmungsvoller poetischer Moment nicht fehlt, soll nicht verschwiegen werden, doch kann dieser dieses Jugenddrama nicht retten.

„Ladrones“ des Spaniers Jaime Marques wiederum sieht man richtig an, dass er vom amerikanischen Konzern Warner produziert wurde. Gestylt, in einer Werbeästhetik in Blautöne getaucht und wie ein Videoclip mit Musik unterlegt erzählt Marques von einem jungen Taschendieb, der sich in eine ebenfalls vom Taschendiebstahl faszinierte Schülerin aus gutem Hause verliebt. Marques inszeniert immer wieder gekonnt das Spiel der Blicke und der Hände, aber zu dünn ist letztlich die Geschichte, die erzählt wird.

Nicht zu überzeugen vermochte auch der zweite spanische Wettbewerbsbeitrag. In biederer Fernsehästhetik erzählt Roser Aguilar in „Lo mejor de mí“ von einem jungen Paar. Als der Mann beim Sport zusammenbricht und ins Krankenhaus eingeliefert wird, kümmert sich die Frau fürsorglich um ihn, ist sogar bereit sich als Spenderin zur Verfügung zu stellen, als eine Lebertransplantation nötig wird. Die Frage, wie weit jemand bereit ist aus Liebe zu gehen, ist ja durchaus spannend, verliert aber in der beliebigen Gestaltung und im soliden, aber ausdruckslosen Spiel der Akteure jede Intensität.

Um ein Paar geht es auch in „Las vidas posibles“ der Argentinierin Sandra Gugliotta. Als der Geologe Luciano nicht mehr von seiner Arbeit zurückkehrt, macht sich seine Frau Carla auf nach Patagonien um ihn zu suchen. Dort trifft sie auf einen Luciano ähnelnden Mann, in dem sie immer mehr ihren eigenen Gatten sieht und die Realität zunehmend verweigert. Über

weite Strecken geheimnisvoll wirkt „Las vidas posibles“ und die Kameraarbeit mit der Kontrastierung der engen, in Dunkelheit getauchten Innenszenen mit Totalen der weißen Schneelandschaft und des blauen Himmels Patagoniens, die auch die Einsamkeit Carlas ausdrücken, intensivieren diese Aura des Mysteriösen ebenso wie ein perfektes Sounddesign, doch weiß Gugliotta die Geschichte nicht weiter zu entwickeln und flüchtet sich nach rund 70 Minuten eher aus Hilflosigkeit als um zu verunsichern in ein offenes Ende.

Und neben Piazza, Wettbewerb und Cinéastes du présent“ gibt's in Locarno alljährlich auch die „Semaine de la critique“, in der sieben Dokumentarfilme gezeigt werden. Noch stärker als in den anderen Programmsektionen zeigte sich hier der Trend zum digitalen Film. Bruno Moll begleitete beispielsweise mit kleiner Digitalkamera den Graubündner Roman Weißhaupt auf seinem Weg nach Santiago de Compostela. „Zu Fuß nach Santiago de Compostela“ ist ein sehr persönlicher Bericht einer Wanderung. Religiöse Aspekte werden weitgehend ebenso ausgespart wie die kulturellen. Im Mittelpunkt stehen ganz alltägliche Erlebnisse und Erfahrungen wie die tägliche Herbergssuche, Bekanntschaften oder Fußschmerzen. Dünn mag das sein im Verzicht auf jedes kritische Hinterfragen, bietet im langsamen Fluss der Bilder – diese Langsamkeit wird im Blick auf einen vorbeirasenden Hochgeschwindigkeitszug oder ein Motorradrennen im Fernsehen bewusst in Gegensatz zur modernen Welt gestellt – aber wiederum ein Gefäß zur Meditation über sein eigenes Leben.

Ein klassischer Porträtfilm ist dagegen „La reina del Condon“, in dem Silvana Ceschi und Reto Stamm mit Interviews und Archivmaterial das Leben Monika Krauses, die als Sexualaufklärerin Kubas gilt, nachzeichnen. Über das Porträt hinaus bietet dieser sorgfältig, aber konventionell gemachte Film dabei aber auch Einblick in eine Gesellschaft, in der Sexualität tabuisiert sowie die Existenz von Homosexualität verleugnet wurde und der Machismo regierte.